

EDITORIAL

Gehobene Umgangsformen sind wieder in Mode. Der ungeheure Erfolg der «Manieren» des äthiopischen Prinzen Asfa-Wossen Asserate – dieser wunderbaren deutschen und europäischen Sittengeschichte – kam scheinbar überraschend zu Beginn des neuen Jahrtausends und konnte als Signal verstanden werden, dass man sich in unserem tiefsinnigen Land wieder für Äußerlichkeiten wie etwa gutes Benehmen interessiert. Mittlerweile haben Benimm-Ratgeber Konjunktur. Das «Manager-Magazin» offeriert «Knigge-Tests», und auch sonst kann man sich allerorten kundig darüber machen, wen man zuerst in fremder Runde grüßen sollte, wie man sich mit Anstand in die Sitzreihe eines Opernhauses zwängt und wo Weingläser anzufassen sind, wenn man nicht als stillos wahrgenommen werden will. Die Etikette hat ihren Hautgout verloren, etwas lediglich Oberflächliches zu sein. Zwar wird ihre Notwendigkeit gerade in Wirtschaftskreisen vor allem mit dem geschäftsschädigenden Charakter schlechter Manieren begründet, aber in dem neuen Interesse an alten Umgangsformen scheint noch etwas anderes mitzuschwingen: das Gefühl, das Form und Inhalt – allen entgegenstehenden Polemiken zum Trotz – letztlich nicht zu trennen sind und dass Umgangsformen auch eine moralische Qualität haben, indem man durch sie seinem Gegenüber Respekt bezeugt.

Könnte es sein, dass die gegenwärtig so lebendige, weit in die Feuilletons hineinreichende Diskussion um die rechte Form der Liturgie auch etwas mit der Wiederentdeckung der guten Manieren zu tun hat? Nicht von ungefähr hat man ausgerechnet Martin Mosebach, den unermüdlichen Kämpfer gegen die Häresie der liturgischen Formlosigkeit, bezichtigt, eine gewisse Ghostwriter-Funktion beim Erfolgsbuch des Prinzen Asserate ausgeübt zu haben. Es scheint so zu sein: Mag die Liturgie der Kirche in uralter Zeit geformt worden sein, sie wird auch vom Zeitgeist angeweht.

Unter den Talaren der Muff von tausend Jahren – dieser Schlachtruf der Studenten von Achtundsechzig tönte bis in die Kirchenräume hinein. Die reichbestickten Kasel wurden ausgemustert und gegen schmucklose Gewänder aus schlichten Materialien ausgetauscht. So wie man in den Gerichtssälen Deutschlands die thronähnlichen, schmuckvollen Richtertische entfernte und gegen eine hierarchiefreie Büromöblierung austauschte, so mottete man auch in den Kirchen allzu auffällige Sedilien ein. Manch einer verstand die *participatio actuosa* als eine Spielart von «Mehr Demokratie

wagen». Goldene Kelche, Ziborien und Monstranzen verschwanden, getöpferte Behältnisse galten fortan als Ausweis urkirchlicher Gesinnung. Die Feier der Messe inmitten des Volkes konnte im Extremfall den Charakter eines Sit-ins annehmen, insbesondere wenn man die einst aus dem kaiserlichen Umfeld in die Kirche eingewanderte Orgel durch die Gitarre der Zeltplätze ersetzte.

Die Entrümpelung der Kirchen und der Liturgie wirkte auf viele zunächst befreiend, auf Dauer freilich hinterließ sie einen faden Beigeschmack. Denn das herbeigesehnte *aggiornamento* mutierte im Bereich der Liturgie mancherorts zur Veralltäglichsung. Wo die Liturgie aber glaubte, mit den Reizen und Attraktionen des Alltags konkurrieren zu sollen, zog sie den Kürzeren. Am besten läßt sich dies wohl am sogenannten «Sakro-Pop» beobachten, der zu keiner Zeit auch nur annähernd die Qualität erreicht hat, die die Populärmusik außerhalb der Kirche oftmals bietet. Die schlimmste Konsequenz dieser Veralltäglichsung war der partielle Verlust der Fähigkeit, das Heilige als heilig wahrzunehmen. Hier erwies sich die Gefährlichkeit des Versuchs, Form und Inhalt zu trennen oder gar gegeneinander ausspielen zu wollen.

Die Gefahr scheint erkannt. Denn inzwischen läßt sich ein neues Interesse an den liturgischen Manieren beobachten – seitens der Priester wie der Gemeinden. Wenn der Eindruck nicht trügt, sind es oftmals gerade junge Geistliche und Gemeindemitglieder, die eine entschiedene Meinung darüber haben, was sich liturgisch schickt und was nicht. Dieses *Communio*-Heft kommt also zur rechten Zeit. *Hans Maier* schreibt über die Verwandtschaft von Liturgie und Kunst, die sich gerade deshalb wechselseitig befruchten können, weil die Liturgie einige der Regeln setzt, derer die Kunst bedarf, um zur Form zu finden. *Helmut Hoping* zieht ein Resumée der Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils – ihrer Absichten und ihrer Umsetzung – und entdeckt in der Paarung von Archaismus und Innovationsgläubigkeit ein zentrales Merkmal dieser Reform, welches die Ursache mancher Fehlentwicklungen gewesen ist. Das Schlüsselwort der Liturgiekonstitution, die *participatio actuosa*, nimmt sich *Winfried Haunerland* vor und erschließt in sieben Thesen den umfassenden Sinn des Begriffs, der allzuoft in einem bloß äußerlichen Sinne verstanden wird. *Holger Zaborowski* erkennt in der gegenwärtigen Debatte über die Liturgie die problematischen Tendenzen, das liturgische Geschehen zu funktionalisieren, zu ästhetisieren und zu enthistorisieren und rät zur «liturgischen Vernunft». *Julia Knop* plädiert dafür, Glaubensvollzüge einzuüben – was mit Simulation nicht zu verwechseln ist – und wendet sich in diesem Zusammenhang gegen die Unsitte sogenannter Kinderkirchen, in die man den Nachwuchs schickt, während man selbst die Eucharistie feiert. So werde schon den Kindern die Einübung in den Glauben unmöglich gemacht. *Stefan Heid* beobachtet, dass der rechten Gebetshaltung des Priesters in der heutigen Praxis oftmals nicht

hinreichend Aufmerksamkeit zuteil wird, und verweist auf den tieferen Sinn von Haltung und Richtung. Um einen besonderen Aspekt des Verhältnisses von Form und Inhalt geht es *Meik Peter Schirpenbach*: Er sieht die Kirchengebäude als Repräsentantinnen der Gemeinschaft nicht hinreichend wahrgenommen. Sie ermöglichen durch ihre Schönheit den Schritt vom Ästhetischen hin zum Ethischen und halten durch ihre schiere Gegenwart den Glauben in der Mitte der Gesellschaft präsent. Ob der Schritt vom ästhetischen zum religiösen Erleben noch möglich ist, wenn man Altäre in Kirchen mit Leinwänden für Videoübertragungen zustellt – dieser Frage geht *Michael Gassmann* nach. *Matthias Sellmann* zufolge läßt sich ein bestimmter Wert von Liturgie gerade außerhalb des kirchlichen Raumes gut erkennen: Sie stellt allgemein verständliche Symbole in außergewöhnlichen Lebensmomenten zur Verfügung, wie zum Beispiel die paraliturgische Trauerfeier für den Torwart Robert Enke gezeigt hat.

In den *Perspektiven* berichtet *Erich Kock* von der Faszination, die die Zeichensprache der katholischen Liturgie auf den aufmerksamen und einfühlsamen Schriftsteller Peter Handke ausübt. Anlässlich des «Jahres des Priesters» erinnert abschließend *Stefan Hartmann* daran, dass Heiligkeit zum Wesenskern des Priesteramtes gehört – und man mag sich im Rahmen unseres Themas fragen, ob dies auch deswegen ein wenig in Vergessenheit geraten ist, weil man in den letzten Jahrzehnten das Zeichenhafte der Liturgie, wie es sich in Raumgestaltung, Gesten, Gewändern, Musik und Gerüchen ausdrückt, zu oft als Äußerlichkeit abgetan hat, weil also – kurz gesagt – unsere Umgangsformen gegenüber dem Heiligen zu wünschen übrigließen.

Michael Gassmann